

Nr. 11. Bromberg, den 15. Januar 1937

Und ewig singen die Wälder

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

(10. Fortsetzung.) ———

II

Der Herrgott hatte offenbar wirklich die Rache für die Bosheit der Talbewohner auf sich genommen. Seine Vergeltung kam gewaltig. Sie kam in den ersten Herbsttagen mit einer Hochzeit in der Stadt und zwei Staatsfrauenzimmern und vielen, vielen Fuhren voll kostbarer Dinge. Im Tal drunten wunderten sie sich und waren tief und innig gekränkt. Es war, als glitte ihnen eine uralte Übermacht ganz aus den Händen. Das waren Töchter aus hohem Stande, und was sie mitbrachten, war eine Fülle von Talern und prächtigen Sachen.

Selbst die Herrschaft auf Borgland machte sich ihre Gedanken. Den Namen Holder kannten sie schon, und als sie sich vorsichtig — wie zufällig — bei ihren Verwandten in der Stadt umhörten, erfuhren sie von dem großen Reichtum im Hause Holder, und daß ein Offizier aus ihrer engeren Familie einst mit einer der beiden Töchter viel zusammen genannt worden sei.

Nicht, daß sie auf ihren eigenen Wohlstand einen Schatten fallen fühlten. Der schien so unermeßlich, daß nichts ihn zu beschatten vermochte. Borglands Grenzen waren weit. Dazumal gehörten ihnen ein paar Dutzend Höfe und Kätnerstellen, und außerdem besaß die Herrschaft noch Güter in anderen Teilen des Landes. Was die Fülle des Reichtums anging, war dem nichts anzuhaben. Irgendein Vergleich konnte niemals in Frage kommen; und gleichwohl war es ein wenig ärgerlich mit diesem Hof im Norden. Eine Art Unruhe strömte von ihm aus. Niemand sollte gelten als Borgland und seine Herrschaft allein. Seit Menschengedenken faß alle Macht dort, und niemand hatte hier zu kommen und sich auf den Wegen breitzumachen. Und dies war in letzter Zeit geschehen. Jemand fuhr breit auf den Straßen, ja, trieb seine Gäule an, wenn er denen von Borgland begegnete. Er mäßigte sein Tempo nicht und grüßte nicht ehrerbietig wie alle in der Gemeinde. Nein, scharf und trotzig fuhren sie ihres Weges ohne Augen für andere. Und jetzt stärkte noch der Reichtum dem Trotz den Rücken.

An einem Herbstabend bei Sonnenuntergang fuhr Dag mit seiner Frau und ihrer Schwester Dorthea durch das offene Land nordwärts. Als sie in den dunklen Bergwald kamen, wurden die Schwestern still; Dag bemerkte es, und noch nie war ihm der Weg durch den Wald so lang erschienen wie an diesem Abend. Dort aber, wo sich der Wald gegen die Siedlung hin öffnet, fühlte er sich geborgen nach all den Tagen in der Stadt; und als er die Sonne in den Fensterscheiben daheim glühen sah, wurde er ruhig und sicher. Er ließ das Pferd langsamer gehen und wies nach Norden, dort sei das Ziel.

Therese wußte, daß sie gegen Abend ankommen würden und saß schon lange heftig gespannt da. Sie, der das Reden sonst so leicht fiel, war jetzt schweigsam. Sie hielt nur Dags Arm fest gefaßt. Jeden Tag, jede Stunde hatte sie an diesen Augenblick gedacht und sah endlich die Stelle vor sich, wo sie ihre schönsten Jahre verbringen, wo ihre Kinder aufwachsen würden, wo sie dereinst ihre Tage beenden sollte. Auch Jungfer Dorthea fand keine Worte; eine Träne stahl sich aus ihren Augen.

Dann lenkten sie die Hänge hinunter, fuhren durch den Hag von Hammarbö und weiter in die Siedlung hinab. Nirgends stand jemand zur Begrüßung draußen, aber sie sahen undeutlich Gesichter und spürten Blicke hinter den Lauben und den dunklen Gucklöchern der Türen auf sich ruhen. Daheim auf Björndal kam der Großknecht und nahm das Pferd in Empfang. Über den Hof fielen lange Schatten on den dunklen Wirtschaftsgebäuden im Westen, und es war öde und still, als wohne hier niemand. Dag hatte zwar gesagt, sie kämen auf keinen Prachtplatz; aber selbst für jemanden, der aus einem großen Stadthaushalt kommt, kann ein alter Landhof merkwürdig groß aussehen. Therese und ihre Schwester durchschauerte ein Gefühl von Kälte bei der Öde, die von den Gebäuden und dem weiten Hofplatz ausging, und sie betraten zögernd und nachdenklich die Laube, als Dag die Tür öffnete und sie das kalte Kreischen der Angeln hörten.

An solchen Gedenktagen des Lebens haften die Bilder so stark, daß sie niemals mehr aus dem Gedächtnis schwinden. Therese und Dorthea erging es später so: sie dachten oft an den warmen Schein von Heimat und Geborgenheit, der ihnen in der Diele vom Kamin her entgegenlohte, als sie das erstemal den Fuß dort hinsetzten. Die Ermüdung von der langen Reise schwand im Augenblick, und Therese wollte auf der Stelle hinaus und in weitere Türen gucken. Dag war auch recht ermüdet von all dem Erlebten, fügte sich aber und ging mit. Zahlreich waren die Türen auf Björndal, und Therese war unermüdlich, so daß eine lange Wanderung daraus wurde; als sie wieder in der Diele stand, wo Schwester Dorthea wohlig in der Wärme saß, da fühlte sie sich so reich und geborgen, daß sie die Arme um sie schlang: und ihre Augen füllten sich mit Tränen.

Überall hatte man sich in schweigsamer Ehrerbietung erhoben und sie groß und verwundert angeblickt. Sie war in eine ganze Welt von Menschen und Tieren geraten, nicht zu Reisenden und fremden Gäulen und ähnlichem, wie sie es bisher gewohnt war, sondern zu lauter Menschen und Tieren, die fortan unter ihrer Obhut stehen stollten.

Als sich der erste Sturm in ihr gelegt hatte, fand sie die Sprache wieder und erzählte Dorthea von allem Gesehenen. Dann kam Dag, in der Vorderstube wäre etwas Essen angerichtet und sie möchten damit vorlieb nehmen. Dorthea ging voran, und hinter ihr schlang Therese den Arm fest um Dag. „Ich bin so froh über alles“, sagte sie.

*

Es ist eine alte Regel: wer die Landwirtschaft führen will, muß auf dem Lande groß geworden sein. Und es gab wohl niemanden auf Björndal, der von dieser feinen Frau aus der Stadt eine feste Hand erwartete. Aber mit tüchtigen Menschen ist es sonderbar, sie finden sich zurecht, wohin sie

kommen und lernen manchmal in einem Jahre das, was andere ihr Leben lang nicht lernen. Therese war nicht gewohnt, müßig zu gehen. Sie war zum Zugreifen wie geschaffen; überdies besaß sie einen gewaltigen Lebensmut, für den sie jahrelang wenig Verwendung gefunden hatte. Selbstverständlich konnte man es hier und da bald spüren, daß eine Frau auf den Hof gekommen war, und zwar eine tüchtige. Zuerst zeigte es sich in der Küche und beim Kochen. Die Magd, die während des letzten Jahres dort gewaltet hatte, war alt und unbedacht, und in manchem nachlässig gewesen. Es kam zu ihrer Zeit häufig vor, daß das Essen verdarb. Daher nützte es wenig, daß sie über die neue Frau böse Worte ausstreute. Gutes Essen ist mächtiger als üble Rede, und das Gesinde merkte schnell, was von der neuen Herrin zu halten war. Daß die Alte über ihre Strenge gelästert hatte, schuf Therese nur Respekt, und als es hieß, sie teile Ohrfeigen aus, da lachte man nur.

Es wurde nicht bloß mit der Wirtschaft in der Küche besser; bald war Therese zu jeder Tageszeit im Stall und beim Kleinvieh zu sehen. Es verstrich einige Zeit, ehe sie sich auch hier einmischte, aber weder draußen noch drinnen fühlte man sich bei Faulheit und Schlamperei mehr sicher.

Als es auf die Weihnachtsvorbereitungen zuging, kamen Weiber aus der Siedlung zum Hof herübergeströmt. Therese verwunderte sich, daß sie sich scheu erhoben und knicksten, als sie in die Küche trat. Sie grüßte bloß wieder und suchte eilig Dag auf, den sie mit Eintragungen in seine Bücher beschäftigt wußte.

„Da sind so viele Weiber auf den Hof gekommen, was wollen sie?"

„Es geht ja auf Weihnachten", erwiderte er nur.

„Ja, aber was wollen denn alle die fremden Leute hier?"

Da merkte Dag, daß er seiner Frau manches zu sagen vergessen hatte. Er legte die Feder beiseite und erhob sich.

„Das sind keine fremden Leute. Es ist Brauch, daß sie kommen und bei den Weihnachtsvorbereitungen helfen und auch sonst, wenn die Zeit drängt."

„Das ist ja allerhand Hilfbereitschaft." Therese begriff nichts davon.

„Sie gehören hierher", sagte Dag.

„Aber sie wohnen doch in der Siedlung unten, sie sehen aus wie Frauen von den Höfen und Kätnerstellen."

„Ja" — Dag sah ernst und ein wenig ängstlich vor sich hin —, „diese Höfe und Kätnerstellen gehören auch hierher."

„Gehören hierher?" brach Therese aus, „meinst du damit, sie gehören uns?"

„Von alters her ist ganz Björndal unser."

Eine halbvergessene Erinnerung durchfuhr Therese. Jener Pfarrer hatte ihr einmal etwas über den Namen Dag gesagt. Also war mehr dahinter als sie geglaubt hatte. Sie wich einen Schritt zurück, und in ihren Blick kam etwas wie Furcht. Viele, viele Taler hatte sie mitgebracht, aber Herr über so viele Heimstätten zu sein, dünkte sie größerer Reichtum. Sie betrachtete ihren Mann eine Weile, dann wandte sie sich und ging; doch an der Tür hielten ihre Gedanken sie auf.

„Ja es geht auf Weihnachten. Wir machten zu Hause auch Vorbereitungen aber hier sind sie wohl anders?"

„Ja, das ist möglich. Ist Ane Hammarbö schon da?"

Therese kannte keine der Frauen beim Namen, und ihr sank zum erstenmal ein wenig der Mut. Es war zu vieles auf einmal, was sie nicht begreifen konnte.

„Anne erkennst du daran, daß sie größer ist als alle anderen. Wenn sie kommt, dann kommt Weihnachten. Vorher darf niemand einen Finger dafür rühren. — Wenn alles gut ablaufen soll, setzte er lächelnd hinzu.

„Ist sie so gefährlich, diese Ane?" fragte Therese.

„Nein —" antwortete er gedehnt. „Gefährlich wohl nicht, aber hier auf dem Hof haben sich ihr immer alle gefügt. Lange ehe ich auf die Welt kam, hat sie bereits die Weihnachtsvorbereitungen hier geleitet und wird an die achtzig Jahre dabei gewesen sein."

„Achtzig Jahre?" schrie Therese auf, „dann muß sie ja hundert sein!"

„So alt ist sie wohl nicht, aber ihre neunzig hat sie gut und gern und bei voller Gesundheit."

„Und sie soll also hier regieren?" fragte Therese, und ihre Stimme klang ein wenig scharf. Dag sah sie von der Seite an.

„Man hält es hier für das Beste."

Therese wollte wissen weshalb; das hörte sich alles so merkwürdig an.

„Wegen der alten Gebräuche. Es muß so vieles beachtet werden — alles am richtigen Tage begonnen — und alles, was über und unter der Erde lebt, muß behandelt werden, wie es sich gehört. Es gibt so viele böse Mächte, die sich in der Weihnachtszeit bemerkbar machen."

„Aber das ist doch alles Aberglaube!" sagte Therese beinahe ängstlich.

„Ja, was wissen wir? Einmal, als Ane Hammarbö vor Weihnachten krank war und nicht kommen konnte, wurde das Bier sauer und die Lichter wollten nicht richtig brennen, sondern zischten und erloschen. Es geschah noch manches, woran ich mich nicht mehr erinnere."

Therese sah ganz betreten aus. Als Dag es bemerkte, sagte er, es sei hier gewiß auch sonst noch vieles anders, als sie es gewohnt sei; wenn sie Ane schalten ließe, wie es Brauch sei, dann könne sie ja allerhand aufschreiben und sei selbständig, wenn Ane einmal nicht mehr lebte. Das paßte der befehlsgewohnten Therese wenig, aber sie mußte mit diesem Rat vorlieb nehmen, und damit ging sie.

Dag blieb eine Weile nachdenklich zurück, dann nickte er lächelnd. Er hatte Therese davor bewahrt, sich mit der gefährlichsten Macht im Bezirk zu entzweien; und auch die guten alten Bräuche würden nun nicht mit Ane Hammarbö sterben. Denn er kannte Therese und wußte, daß sie fortan ihre Ehre darein setzen würde, streng auf alles Herkömmliche zu halten und es mindestens so gut zu machen wie zu Anes Zeiten.

Genau dasselbe dachte auch Therese, als sie auf dem Weg zur Küche durch die Diele kam. Im gleichen Augenblick öffnete sich die Außentür und herein schritt eine große, altersteife Gestalt — Ane Hammarbö. Therese wußte sofort, daß sie es war.

Mit scharfem Blick maßen sich die beiden — die Alte, die mehrere Menschenalter eine Großmacht in diesem Bezirk gewesen war und jedes Kind in jedem Winkel kannte — die jedes Jahr in der Hauptfestzeit auf Björndal ihre Hand mit im Spiel gehabt hatte, länger, als irgendein lebender Mensch sich erinnern konnte, — und die neue Frau, die niemanden kannte, hier aber gleichwohl zu befehlen hatte, vielleich noch jahrelang, nachdem Ane unter der Erde war.

Ane stand mitten im Schein des Kaminfeuers, so daß Therese ihre Züge deutlich sehen konnte, soweit das Kopftuch sie nicht verdeckte. Das Antlitz schien aus altem, knochenharten Leder. Nicht ein Fleckchen bewegte sich — nur die Augen blauten scharf und lebhaft unter dem schattenden Kopftuch. Therese hatte sich vorgenommen, Ane aufs Korn zu nehmen, merkte aber bald, daß sie selbst gemustert wurde. Sie trat auf Ane zu, reichte ihr die Hand und bekam eine Hand wieder, trocken und hart und eiskalt vom Winterfrost draußen.

„Ich weiß nicht", fragte Therese —, „ob ich als die Neue jemanden willkommen heißen darf, der solange auf dem Hofe ist."

Ane nahm still das Kopftuch ab und faltete es gemächlich zusammen. Sie ließ sich Zeit, und Therese konnte sie betrachten: das silbern schimmernde Haar, das noch immer lockig fiel — die gefurchte Stirn, die lange Hakennase und den schmallippigen, messerscharfen Mund, der wie mit vielen Stichen genäht, zusammengezogen war — das starke Kinn, das in eine stumpfe Breite ausging, ohne Grübchen, nur mit einem vornehmen kleinen Bogen nach innen.

Ein Gesicht so voll ruhiger Kraft hatte Therese noch nie bei einer Frau gesehen. Sie begann sich schließlich zu fragen ob Ane stumm oder taub sei, da sie kein Wort von sich gab.

Anne hatte unterdessen das Kopftuch fertig zusammengefaltet und richtete den Blick wieder scharf auf Therese, und jetzt kamen die Worte. Nicht als Antwort auf das, was Therese gesagt hatte; es waren eigene Gedanken der Alten.

„Ich sehe, du bist kein Jungvieh mehr."

So etwas hatte Therese noch nie zu hören bekommen, sie wußte nicht recht, ob sie es lächelnd oder ernst aufnehmen sollte. Die Alte beachtete ihr Staunen nicht, sondern dachte weiter — dachte laut.

„Ja, das mochte nottun, daß ein strammes Frauenzimmer auf den Hof kam. Und das bist du, wie ich höre. Ohrfeige sie nur. Sie können es brauchen, die Faultiere."

Therese stieg es hierbei heiß ins Gesicht. Es war also bereits bis ans andere Ende der Siedlung gedrungen, daß

sie ein paarmal die Geduld verloren und Ohrfeigen ausgeteilt hatte.

Die Alte sann weiter.

„Soll Ordnung in die Leute kommen, wie in alter Zeit, so muß der das Regiment führen, dem es gebührt. Du gibst den Leuten hier gut zu essen, höre ich — kochst das Fleisch lange — sparst mit dem Wasser im Suppentopf. Das wird dir niemand danken. Gutes Essen macht die Knechte faul. Die Mädchen nähen abends bei dir an ihren eigenen Hemden. Haben sie nicht Ostern, Pfingsten und Weihnachten freie Abende zu so etwas? Willst du den Wohlstand bewahren, dann mußt du die Mägde den Spinnrocken treten lassen, bis sie darüber einschlafen, heute wie früher; sonst beißen sie dich aus dem Hause heraus, mein Kind."

(Fortsetzung folgt.)

Die schimmernde Welt.

Erzählung von **Walter Persich.**

Stimmengewirr und Tabaksqualm schlugen dem jungen Menschen entgegen, als er die Tür der kleinen Wirtschaft öffnete. An den Tischen saßen eifrig und unbekümmert sprechende Menschen. Sie beachteten den Fremden kaum.

Schüchtern ging der Ankömmling zur Theke. Mit freundlichen Augen erwartete der wohlbeleibte Wirt seine Frage.

„Entschuldigen Sie . . .", sagte Klaus Abben. „Ist vielleicht Herr Taloni hier?"

„Hat er Sie bestellt?" wollte der Dicke wissen. Dann nickte er. „Ist gut. Er wartet schon. Da hinten in der Nische, Klaus Abben nahm erstaunt wahr, wie sich ein etwas gebückter und schon bejahrter Mann vom Ledersofa erhob und ihm die Hand reichte. Das eine Auge des Menschen blieb starr ins Leere gerichtet, während das andere angefüllt schien mit einem unbändigen, alles besiegenden Leben.

„Ja, Sie wundern sich . . .", sagte er lächelnd, seinem Besucher Platz weisend. „Der Taloni der Bühne ist ein anderer als der, welcher nachmittags im Artisten-Kaffeehaus seinen Kaffee trinkt und die Fachzeitung liest. Sehen Sie, sogar eine Brille brauche ich dazu. Ich bin ein bißchen weitsichtig, müssen Sie wissen."

„Oh", lenkte Abben ein. „Es ist ja kein Wunder! Das Kostüm und das Scheinwerferlicht — nicht wahr, ich dachte daran im Augenblick nicht. Es ist auch mehr die Verwunderung, Sie im Straßenanzug zu sehen."

Der Artist legte seine Hand auf die des jungen Menschen und blickte ihn mit dem gesunden Auge offen an. Jetzt erkannte Klaus Abben, daß Taloni ein Glasauge trug.

„Nicht verstecken vor der Wahrheit, junger Mann!" sagte der Artist mit der wissenden Überlegenheit des Menschenkenners. „Glauben Sie, ich wüßte nicht, daß ich nicht erst anfange, alt zu werden, sondern es schon bin? Nee nee, lassen Sie's gut sein! Sie also sind Klaus Abben, der mir geschrieben hat. Sie wollen zum Varieté, und ich soll Ihnen helfen?"

„Ich bin Ihnen so dankbar!" versicherte Abben. „Seit zwei Jahren läßt mir der Gedanke keine Ruhe mehr. Ich bin nämlich", fügte er, bei dem Selbstlob errötend, hinzu, „der beste Turner hier. Und habe eine gute technische Ausbildung genossen. Dadurch kam mir der Gedanke von dem neuen Trapezapparat. Ich habe mit keinem Menschen davon gesprochen. Vor einigen Tagen schenkte mir ein Bekannter eine Karte fürs Varieté. Ich sah Sie, hörte den Jubel, als Ihr großer Trick beendet war — und da fand ich den Mut, Ihnen zu schreiben. Ich sagte mir: Irgend wann ist ja auch der große Taloni, von dem alle Zeitungen schreiben, als kleiner Anfänger durch die Welt gezogen. Er wird dich verstehen, und er kann dir sagen, was dran ist an deiner Sache."

„Sie haben die Kopfbalance im rotierenden Trapez gesehen?" fragte der Artist.

„Ja. Nicht die geringste Kleinigkeit ist mir entgangen. Auch nicht, daß Sie ohne Nebenmann zum zweiten Trapez einen Doppelsalto schlagen. Keiner auf der Welt macht es Ihnen nach."

„Doch", sagte der Alte ruhig und richtete wieder sein gesundes Auge auf den blonden Burschen, der ihm gegenübersaß und vor Begeisterung beinahe fieberte. „Siebzehn Menschen haben es mir nachgemacht, junger Mann. Die besten Artisten der Welt. Dixberg und Carlsen, Matthei und der Wiener Schlutt. Und noch einige andere."

Klaus Abben hob erstaunt den Kopf. „Aber . . ."

„Vierzehn Männer in den besten Jahren haben den Versuch mit dem Tode bezahlt. Einer ist für immer gelähmt. Einem ist die Schulter zersplittert. Der letzte erlitt eine Gehirnerschütterung. Sein Geist ist unheilbar umnachtet."

„Das beweist, wie außerordentlich Sie sind, Herr Taloni!"

Um des Artisten Augen zuckte ein eigenartiges Lächeln, das eher wehmütig als stolz wirkte. Er schlürfte seinen Kaffee und reichte dann dem jungen Mann die Tasse.

„Sehen Sie mal hier: Kaffee verkehrt. Mehr Milch als Kaffee. Und das" — er nahm Klaus Abben die Zigarette aus der Hand und zerdrückte sie im Aschenbecher —, „mein Lieber, können Sie sich auch nicht mehr erlauben, wenn Sie tagtäglich mit dem Leben spielen. Wein, Bier und ein fröhlicher Schnaps, lauter gute Sachen, sind nur für die Menschen da, die Ihnen sorglos zusehen und vielleicht nicht einmal erfassen, welche ständige Gefahr Sie sich als Beruf ausgesucht haben. Sie sehen an meiner Hand keinen Ring. Ich bin über fünfzig Jahre alt. Die ganze Welt habe ich gesehen. Glauben Sie, es ist mir noch nie eine Frau über den Weg gelaufen, die ich geliebt habe? Und doch bin ich unverheiratet geblieben. Zuletzt war ich nahe daran, in Amsterdam. Achtzehn Jahre ist es jetzt her. Ich arbeitete damals noch als reiner Trapezakrobat ohne Todestricks, war aber schon im Training für meine neue Sensation, mit der ich zwei Jahre später den großen Ruhm eroberte. Linda Kressin, die Schulreiterin — eine bezaubernde Frau. Ich hätte ihr jedes Opfer bringen können. Nur eines wußte ich: Es würde mich immer wieder übermächtig locken, doch den Doppelsalto als einziger Mann zwischen zwei Trapezen zu wagen, die Menschen zum Staunen zu zwingen. Es war das einzige Mal in meinem Leben, daß ich vertragsbrüchig wurde. Ich fuhr vier Tage vor Monatsende bei Nacht und Nebel davon, sonst hätte ich dieses wundervolle Wesen doch an mich gekettet und wahrscheinlich eines fernen Tages in ein großes Leid gestürzt. Was glauben Sie, junger Herr Abben, weshalb ich Sie hierher bestellt habe?"

Zweifelnd antwortete Klaus Abben: „Um mit mir zu sprechen. Sie pflegen hier nachmittags Ihren Kaffee zu nehmen . . ."

Taloni lachte.

„Wundervoll romantisch! Ich pflege hier nachmittags meinen Kaffee zu nehmen . . . Blicken Sie sich um! Finden Sie die Umgebung schön? Der Zigarrenrauch einer ganzen Artistengeneration ist auf die Wände geschlagen. Alle Artisten, die je in diese Stadt kamen, haben die Sitzpolster blank gewetzt und viele Stunden des schönen Lebens hier verbracht. Warum? Wir wohnen in fremden, gemieteten Zimmern. Auch wenn wir die großen Gagen haben. Denn wir arbeiten ja für den Tag, da wir sie nicht mehr haben — wenn einmal die Knochen nicht mehr taugen oder ein anderer kommt, der uns übertrumpft. Man sagt, wir seien heimatlos. Das ist nicht wahr — wir lieben unsere Heimat wie jeder andere Mensch. Taloni, die Trapezsensation, stammt aus Bochum und heißt Eduard Knopf, ein Name, der keine Reklamewirksamkeit hat — aber Bochum, Schlote qualmen, und manchesmal ist der Himmel so frühlingsklar, trotz Fabrikruß, Bochum ist für mich die schönste Stadt der Welt. Es sieht überall gleich aus, man begrüßt überall dieselben Menschen. Dort sitzt der Kautschukmensch Oldon beim Bier; da drischt der Feuerfresser Clarens mit dem Seiltänzer Flunk und dem Musikclown Oscar einen Skat. Das einzige, was wir erreichen können, ist: im Alter zurückzudenken an diese „großen Zeiten", in denen wir noch im Scheinwerferlicht standen, bejubelt von Tausenden. Das alles, junger Mann, unser Leben abseits von der Kulisse, unser bescheidenes und ruheloses Dasein, sobald wir den bunten Bühnenanzug abgelegt haben. Das wollte ich Ihnen zeigen!"

„Trotzdem, Herr Taloni, muß es ja einen Sinn haben, so zu leben. Weshalb denn all die Mühe, das Wagnis, wenn es keinen Wert hat?"

„Keinen Wert?" Der alte Artist starrte auf seine grifffesten Hände. „Es hat einen Wert — aber nur einen, während das Leben der übrigen Menschen viele Werte hat. Bei den anderen Menschen gibt es einen persönlichen Genuß des Glückes: im Zuhausesein, in der Familie, im Auskosten des Erreichten, im Ausruhen bei den Früchten des Sieges. Unser Leben hat seinen Wert nur in der Arbeit selbst. Wir sind deshalb weder bessere noch schlechtere Menschen als jene, die nicht Artisten wurden — unser Schicksal ist so. Ich habe gearbeitet für ein sorgloses Alter und war schon vor drei Jahren drauf und dran, meinen Lebenswunsch zu verwirklichen: ein

kleines Haus am Rhein, Rosenzucht, sonniger Lebensabend. Aber da kamen die Leute vom Varieté und Zirkus: Taloni, wir brauchen dich, Mann! Es ist ja keiner da, der an deine Stelle tritt! Natürlich zahlten sie noch höhere Gagen. Nicht deshalb stieg ich ins Trapez, nicht deshalb trug ich meine Haut noch einmal tausend Tage zu Markte, das dürfen Sie mir glauben! Nein, es wäre eine Lücke entstanden. Die anderen siebzehn alle haben sich ja das Genick gebrochen — und ich habe keinen Erben. Sehen Sie, junger Mann: der Artist Taloni hätte Sie mit offenen Armen aufnehmen müssen. Soweit ich es nach der mir von Ihnen zugeschickten Zeichnung beurteilen kann, ist Ihr Loopingtrick, wenn er sich durchführen läßt, eine neue Steigerung meiner Nummer. Ich habe jetzt vielleicht die letzte Chance, meine Leistung zu verjüngen, mir einen würdigen Nachfolger heranzuziehen. Der alte Mann Taloni aber muß sagen: Hände weg, junger Mensch! Die schimmernde Welt, wie du sie siehst, hat unerbittliche Gesetze. Mit der gleichen Mühe und mit weniger Wagnis kannst du in einem anderen Beruf ein Vielfaches dessen erobern, was uns Artisten möglich ist. Lasse dich nicht täuschen von Beifallsprasseln, Scheinwerferleuchten und unserem Lächeln, wenn wir uns verbeugen. Zirkus und Varieté verlangen den Menschen mit allem, was er ist. Er wird „Attraktion" und, wenn er Glück hat — was die Artisten Glück nennen! — „Sensation", doch glücklich werden, wie andere Menschen glücklich werden können, auch, wenn sie es gar nicht wissen, das kann er nicht. Und darum, Klaus Abben, sagt Ihnen der alte Taloni: Gehen Sie hübsch wieder nach Hause. Zerreißen Sie Ihre schönen Pläne. Freuen Sie sich, daß Sie als guter Turner am Feierabend Spaß an der Leistung Ihres straffen Körpers haben. Werden Sie niemals Artist!"

Der Alte hatte sich erhoben. Er wollte Abben die Hand reichen.

„Entschuldigen Sie eine Frage!" sagte der junge Mensch. „Ist Ihre Augenverletzung auch im Beruf entstanden?"

„Ja. Ein mexikanischer Messerwerfer wurde durch einen falsch eingestellten Scheinwerfer bei seiner Arbeit geblendet — ein Dolch sauste in die Kulisse. Dort stand ich, denn mein Auftritt sollte folgen."

„Und trotzdem!" Klaus Abben lachte den Artisten fröhlich an. „Was würden Sie sagen, wenn ich Ihnen erkläre, daß mich das alles nicht abschreckt? Meine Erfindung ist eine noch nie dagewesene Sache auf dem Varieté, und ich traue mir zu, damit die Welt zu erobern."

Die Miene Talonis verwandelte sich. Es war, als würde er unter dem kecken Blick Abbens jünger.

„Dann müßte ich antworten: keiner, auch der alte Taloni nicht, kann sich Ihnen in den Weg stellen — Sie werden es schaffen. Kommen Sie morgen vormittag um elf ins Varieté. Wir werden eine Probe zusammen versuchen. Ich denke, ich habe einen Erben gefunden, Klaus Abben!"

Frühling im Januar.

Skizze von **Marion Steffan.**

Wenn die Neun mich nach Bureauschluß mittags um drei bis zum Hauptbahnhof gebracht hat, habe ich gerade noch Zeit, mir von dem alten Mann am Nebeneingang meine Zeitung zu holen. Er hält das Blatt schon bereit. Ich habe mein Geldstück in der Hand.

„Guten Abend. Häßlicher Nebel heute."
„Ja. Ich spür's in den Gliedern."
„Danke schön."
„Ich danke schön. Guten Abend!"
„Guten Abend!"

An der Haltestelle komme ich dann gerade zurecht, um in die Vierzehn zu steigen, die nur alle Viertelstunden fährt, und die mich jetzt hinausfährt in die ferne Vorstadt, wo wir ein eigenes Haus bewohnen, bescheiden und klein, aber mit einem eigenen Garten, wo wir sehen können, wie unsere Blumen sich entfalten, und wie das eigene Obst an den Bäumen reift. Mit dem Zeitungsmann ist es jeden Tag dasselbe. Bis an einem Abend die Neun in der Stadt aufgehalten wird und ich meinen Anschluß verpasse.

„Eben erst ist sie um die Ecke gebogen!" ruft er beinahe aufgebracht. „Eine Wirtschaft mit den Straßenbahnen!"

Ich stecke die Zeitung in die Manteltasche und lehne neben ihm am eisernen Geländer. Wir sind durch ein Glasdach geschützt. Auf dem Platz vor uns kreuzen Straßenbahnen und Kraftwagen. Die Menschen gehen alle mit raschen Schritten und schräggehaltenen Schirmen. Sie haben die Kragen hochgeschlagen und die Schultern gegen den Wind gestemmt. Ihre Gesichter sind verschlossen, und sie scheinen ihre Umgebung überhaupt nicht zu sehen. In Gedanken sind sie wohl schon zu Hause im warmen Zimmer. Es ist ein nasser, trüber Tag im Januar. Den ganzen Tag schon fiel ein feiner Regen. Wenn man in der Stube sitzt, sieht man ihn kaum. Auch wenn man ins Freie kommt, spürt man zuerst nichts. Aber er dringt auf heimtückische Weise in die Kleider ein. Ehe man es recht weiß, ist man durchnäßt. Mein Mantel ist noch schwer und naß vom Morgen. So bleibe ich lieber unter dem Schutz des gläsernen Daches stehen.

„Ein richtiges Hundewetter!" brumme ich dabei. „So einen Januar habe ich seit Jahren nicht erlebt!"

Da sagt der alte Mann an meiner Seite mit einer sonderbaren, verheißungsvollen Stimme:

„Ich spür' den Frühling heute!"

„Den Frühling?" frage ich verdutzt.

„Ja, den Frühling", sagt er, „dort draußen." Und er weist mit der Hand irgendwo hinüber nach rechts.

Unwillkürlich folge ich seiner Geste mit den Augen und sehe doch nichts als den Platz vor mir und die eiligen Menschen, in sich gekehrt und stumm. Die Laternen sind inzwischen angezündet worden, denn der Himmel ist verhängt und schwer an diesem Nachmittag. Die Pfützen schimmern grau. In den Straßenbahnen sitzen die Menschen jetzt wie in hellen, verschlossenen Glashäusern. Ihre Lippen bewegen sich in lebhaftem Gespräch, aber man hört kein Wort.

Der alte Mann neben mir beginnt wieder zu sprechen. „Im Herbst kämpft die Natur noch gegen den Winter. Jede Pflanze kämpft um ihr Leben und wehrt sich gegen den Tod. Die Sonnenblumen stehen noch aufrecht und starr mit vom Frost herabhängenden und schwarzen Blättern. Die Astern treiben kleine, späte Blüten, die Bäume kämpfen um jedes Blatt. Es dauert lange, bis der Winter siegt. Mit Stürmen und Regen und Kälte verjagt er endlich den Sommer und zwingt die Welt zum Schlaf. Jetzt ist es so weit. Die Felder und Gärten liegen still und leer und sind bereit und warten auf den Frühling. Manchmal kommt Eis und Schnee, aber sie fühlen den Frühling schon im Traum. Ich sehe es da draußen."

Ich blicke wieder nach rechts, wo an einem großen Geschäftshaus eine Leuchtreklame immer aufflammt und wieder erlischt.

„Wie können Sie das sehen?" frage ich ungläubig.

„Mein Vater war Bauer", erwidert er.

„Warum leben Sie hier in der Stadt?"

„Ich kam als Junge her in die Fabrik, aber es glückte mir nicht. Ich bin alt geworden, aber noch immer nicht reich."

„Können Sie nicht zurück in Ihre Heimat?"

„Wenn ich das Geld beisammen habe. Eltern und Geschwister sind tot. Ein Neffe hat den Hof. Das Gnadenbrot mag ich bei ihm nicht essen."

„Und wie lange — —?" frage ich.
„Drei — vier Jahre", sagt der alte Mann.

Wir schweigen beide. Dann biegt die Vierzehn um die Ecke.

„Da kommt Ihre Bahn! Ich danke schön."

„Guten Abend!" sage ich wie immer und gehe nach alter Gewohnheit mit raschen Schritten über den Platz zur Haltestelle.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.